

SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 Eckpunkt - Manuskriptdienst

In Deutschland zuhause

Junge Juden und ihre schwierige Heimat

Autorin: Ayala Goldmann

Redaktion: Petra Mallwitz

Sendung: Dienstag 30.11.2004, 10.05 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte von allen Sendungen der Redaktion Eckpunkt (Montag bis Freitag 10.05 bis 10.30 Uhr) sind beim Landesmedienzentrum Karlsruhe (LMZ) erhältlich.

Bestellungen an das LMZ: Telefon 0721-8808-20, Fax 8808-69

e-mail: hschneider@lmz-bw.de

MANUSKRIFT

O-Ton 1 (Gabi Hermer)

Ja, es ist einfach so, wenn ich erzähle, ich war zehn Jahre in Israel und bin vor kurzer Zeit zurückgekommen, dann guckt man mich etwas merkwürdig an und fragt ganz vorsichtig: Hast du denn Verwandte oder so dort oder was hast du gemacht. Und dann sage ich ganz normal, ja, ich bin Jüdin und habe auch Verwandte dort, richtig. Also klar kann ich entscheiden, ob ich mich nun als Jüdin oute oder nicht, aber ich denke, wenn sich's ergibt, sage ich's gerne, ich sehe keinen Grund, es zu verstecken, aber ich schreibe es mir auch nicht auf die Stirn. Die eine Gruppe, würde ich mal sagen, das sind diejenigen, die sich dann ganz vorsichtig herantasten und dann fragen, ob ich auch kosher esse, und dann muss ich erst mal lang und breit erklären, dass nur die wenigsten Juden sich kosher ernähren, und dass auch die wenigsten Juden den Schabbat halten, und dass man auch Jude sein kann, ohne religiös oder sogar fanatisch zu sein, und die sich dann ganz langsam herantrauen, bisschen mehr nachzufragen, die immer noch sehr, sehr befangen sind, was diese Thematik angeht. Und die anderen sehen mich irgendwie als Botschafter Israels, nur weil ich Jüdin bin, und als Pressesprecher Scharons persönlich. Und dann muss ich alles erklären und rechtfertigen, was Herr Sharon nun gemacht oder nicht gemacht hat.

Sprecherin:

Gabi Hermer ist Filmemacherin, als Tochter jüdischer Eltern in Lettlands Hauptstadt Riga geboren und in Mainz aufgewachsen. Nach dem Abitur hat sie zehn Jahre in Tel Aviv gelebt, vor fast einem Jahr kehrte sie nach Deutschland zurück und wohnt jetzt in Frankfurt am Main. In Israel, sagt die 32-Jährige, war das Jüdisch-Sein nichts Besonderes. Hier dagegen scheint bei vielen, wenn das Wort „Jude“ fällt, im Kopf eine ganze Assoziationskette abzulaufen: Holocaust, Schuld, Opfer, Täter, Israelis, Palästinenser.

O-Ton Gabi Hermer

Also manchmal nervt das furchtbar, wenn ich mir einen schönen Abend machen will und weggehe und dann neue Leute treffe und dann sofort wieder auf diese Thematik angesprochen werde, habe ich nicht immer Bock zu. Es kommt auf den Gesprächspartner an. Wenn ich sehe, dass er offen ist, und dass er wirklich an meiner Meinung interessiert ist, dann erzähle ich ihm gerne. Wenn ich sofort mit verbohrten, festgefahrenen Meinungen konfrontiert werde, dann nicke ich nur kurz und sage gar nichts.

Sprecherin:

Den Wunsch, sich nicht immer erklären zu müssen – das kennt auch der 32-Jährige Joram. Er lebt in München, arbeitet als Arzt auf einer Intensivstation und macht außerdem eine Ausbildung zum Psychoanalytiker. "Normale" Reaktionen im Umgang mit dem Judentum hat er nicht in Deutschland kennen gelernt, sondern an einem Ort, von dem er das kaum vermutet hätte.

O-Ton Joram

Ich habe einmal eine Reise gemacht mit Kollegen, wir haben eine Art humanitären Einsatz gehabt in Nepal. Und wir hatten sehr viel Kontakt mit unseren nepalischen Übersetzern, und wir kamen am Abend auch ins Gespräch, und irgendwann hat mich jemand gefragt, woher der Name Joram kommt, ob das ein typisch deutscher Name sei, und ich habe gesagt, nein, das ist ein jüdischer Name. Was ist ein jüdischer Name, was ist überhaupt ein Jude, und ich muss sagen, das war eine sehr, sehr schöne Erfahrung, das wurde dann kurz zur Kenntnis genommen, und dann ging es weiter, weil wir wussten nicht, was es zum Abendessen gab. Und diese Erfahrung, also die Reise war es alleine deswegen schon wert, ein paar tausend Kilometer, eine teure Flugreise zu machen, dort hinzufahren und einmal zu erleben, dass, wenn man auf seinen Namen angesprochen wird, dass man da genauso eine Reaktion bekommt wie wenn ich sagen würde, das ist ein Name, der aus der Steiermark kommt, und das Gefühl war sehr gut.

Sprecherin:

Auch Yael Kupferberg wird oft auf ihren Namen angesprochen. Sie ist 26, promoviert im Fach Germanistik und arbeitet im Jüdischen Museum in Berlin. Ihr Großvater war der Historiker Walter Grab, der in den 30er Jahren aus Österreich nach Palästina emigrieren konnte und der unlängst in Tel Aviv gestorben ist. Yael kennt aus ihrer Arbeit im Museum eine ganze Palette von Reaktionen auf die Begegnung mit dem Judentum.

O-Ton Yael

Also, ich habe einige Zeit Führungen im jüdischen Museum gemacht, habe viele Schulklassen geführt, oft aus dem ehemaligen Westdeutschland, die unheimlich offen waren und bei denen ich das Gefühl hatte, ich bewege was. Und zwar haben die das Gefühl bekommen, ja, Geschichte ist nicht nur Vergangenheit, sondern sie ist lebendig und wir sind jenseits davon, Schuld zu haben, aber wir haben eine Vergangenheit. Das habe ich bewegt. Und dann natürlich der Kontakt, ich meine, viele kennen überhaupt gar keine Juden, wie viele Juden leben heute in Deutschland, das sind 100.000, die wenigsten begegnen Juden, und da stehst du natürlich stellvertretend für eine jüdische Kollektivität, auch wenn du sie so ablehnst und auch wenn es sie so nicht geben tut, aber du stehst dafür, und bei Schülern, glaube ich gerade, die ein bisschen geschichtsinteressiert sind und die sensibel sind, bei denen konnte ich was bewegen. Ganz anders ist es eben bei älteren Leuten, bei Erwachsenen, die glauben, aufgeklärt

zu sein, die glauben, alles schon zu wissen, bei denen ist es relativ schwierig, das sind festgefahrene Meinungen, die man kaum ändern kann. Die Vorstellung, dass es einen Vierteljude gibt, einen Halbjude, einen Volljude, das ist eine Terminologie aus dem Dritten Reich. Und das wird weiter kolportiert. Ich weiß nicht, wie, aber wenn man zum Beispiel eine jugendliche Gruppe fragt, was fällt euch zum Thema Jude, Judentum ein, dann kommt als erstes, sehr gebildet, das ist dann noch die positivere Variante, dann, reich, halten immer zusammen, haben eine große Solidarität, und das ist dann noch harmlos ausgedrückt, wenn man es negativ formuliert, dann ist es eben Weltjudentum, Strippenzieher, Lobbyisten, und so weiter.

Sprecherin:

Aber das sind auch Sachen, die du persönlich gehört hast, von Leuten?

O-Ton Yael:

Na ganz persönlich, im persönlichen Gespräch, sofort. Sofort. Ich nenne meinen Namen, dann kommt, aha, Sie sind, na ja, das Wort darf man ja nicht aussprechen, so nach dem Motto, und wenn man sagt, ja, ich bin Jüdin, ah, das habe ich mir gedacht, und wenn man dann fragt, weshalb, ja, das sieht man. Also solche Dinge sind schon heftig und die passieren relativ häufig, ja. Natürlich bewege ich mich auch in einem Kreis, der zum Dialog anregt, so im jüdischen Museum, ich promoviere über ein deutsch-jüdisches Thema, und natürlich habe ich dann auch mit Menschen zu tun, die sich damit befassen, die natürlich häufig sehr gebildet, sehr aufgeklärt sind, aber auch häufig, oder das begegnet mir oft, ziemlich verschrobene Meinungen vertreten oder Bilder im Kopf haben.

O-Ton Gabi:

Die jüngeren Antisemiten haben wenigstens gelernt, das ein bisschen geschickter zu verpacken. Aber ich habe auch, ich wohne ja hier im Rheingau, wunderschöne Weinorte, in denen ich auch groß geworden bin, mit denen ich auch teilweise identifiziere, und da hat mir neulich auch eine Frau, die allerdings nicht wusste, dass ich Jüdin bin, in breitestem Rheinhessisch erzählt, ei, wisse se was, Judde bleibe Judde. Und dann habe ich mir angehört, warum sie das so meint, und sie hat mir das weit und breit erklärt, aber ich glaube, auf diese Theorie muss ich jetzt nicht eingehen.

O-Ton Joram

Also ich habe selber die Erfahrung gemacht, dass eine Kollegin sehr das Bedürfnis hatte, mit mir darüber zu sprechen, dass das, was die Israelis machen, eigentlich genau das Gleiche ist wie die Nazis. Und man kommt sehr schnell an einen Punkt, wo man das widerlegen kann, natürlich, und darum geht es ja eigentlich auch nicht, und wenn man sieht, was dann für Emotionen ausgelöst worden sind bei der Kollegin, die dann angefangen hat zu weinen, ja, dann denke ich, dass die Verhältnismäßigkeit und die Emotionalität der ganzen Sache wird dann irgendwie klarer. Als jüdischer Mensch hat man irgendwie die Aufgabe, eine Art Leinwand darzustellen für verschiedene Fantasien oder Themen, die in einem Gegenüber möglicherweise schmoren, die irgendwie schwierig sind zu formulieren, das ist ein sehr, sehr emotionales Thema, und ich denke, das hängt sehr von der Beziehung ab mit dem Menschen, ob ich da bereit bin, diese Projektionsfläche anzubieten, weil es da in einem zweiten Schritt auch eine Zerstörung dieser Projektionsfläche gibt, weil es wird immer eine Diskussion auch geben, die möglicherweise nicht mit diesen Fantasien zusammenhängt. Was sind das für Emotionen, woher kommt das Unbehagen, das sind diese Fragen, die immer wieder

einen konfrontieren. Und deshalb muss man sagen, dass das letztlich ein Angebot ist, wenn man diese Projektionsfläche darbietet, das ist ein Entgegenkommen, das letztlich davon abhängt, wie die Beziehung zu dem einzelnen Menschen ist.

Sprecherin:

Aber jetzt nochmal zurück zu der Geschichte, die du erzählt hast: Was hat die Kollegin denn so erschüttert?

O-Ton Joram

Ich denke, es war die Beschäftigung mit diesem Thema, es kam zu Tränen, und ich habe dann auch irgendwie aufgehört, darüber zu sprechen, weil ich das Gefühl hatte, dass es die eigene Familiengeschichte ist. Die Kollegin ist schätzungsweise um die 50 und hat sicherlich Eltern, die zumindest um diese Zeit gelebt haben, was auch immer für Diskussionen da am Frühstücks- oder Cafetisch stattgefunden haben, und vielleicht war das ein Lösungsversuch zu sagen, die Israelis sind wie die Nazis. Dass das nicht haltbar war, hat vielleicht dazu geführt, dass Tränen dann plötzlich ins Spiel gekommen sind. Also ich habe mich sehr gewundert, ich habe eigentlich mich auch geärgert, wie kann sie das überhaupt vergleichen, dass ein organisierter Genozid mit Millionen von Toten, eine rassistisch-faschistisch orientierte Politik verglichen wird mit dem, was in Israel heutzutage passiert, ich möchte eigentlich gar nicht in diese Diskussion einsteigen, aber wenn man darüber spricht, und wir haben darüber gesprochen, dann kam es zu einer sehr, sehr starken Emotion, und das hat mich sehr gewundert. Und das ist aber etwas, was immer wieder auch auftritt, letztlich ist es diese Leinwand, jeder hat etwas zu diesem Thema zu berichten, zu sagen, es ist eben anders, als über Finnland zu sprechen.

Sprecherin:

Die meisten jungen Juden in Deutschland sind nicht sehr religiös - oder auch gar nicht gläubig. Dennoch ist das Judentum für sie ein Wert, eine Identität, ein Halt. Auch für Gabi Hermer:

O-Ton Gabi

Ich bin nicht sehr religiös, und trotzdem ist mir die jüdische Tradition sehr wichtig. Also, ich kann am Schabbat arbeiten und meinetwegen auch Schweinefleisch essen, und trotzdem ist mir das Pessach-Fest wichtig, und alle anderen großen Feiertage auch, weil es zu meiner Identität gehört, weil es zu meiner Geschichte gehört, zu meiner Kultur, und genau das möchte ich auch an meine Kinder weitergeben. Ich denke, dass das ein Zugehörigkeitsgefühl ist, das jeder Mensch braucht, egal welcher Religion oder welcher Bevölkerungsgruppe er angehört.

Sprecherin:

Michal, 31 Jahre alt, ist Ärztin. Sie ist Tochter eines Juden, der 1935 in Berlin geboren wurde. Ihre Großeltern sind 1938, kurz vor der Kristallnacht, nach Palästina eingewandert - gerade noch rechtzeitig, um den Verfolgungen zu entkommen. Auch Michal, die auf einer Intensivstation eines Berliner Krankenhauses arbeitet, will ein kulturelles Erbe an die nächste Generation weitergeben.

O-Ton Michal

Ja, es wäre mir schon wichtig. Wenn ich Kinder haben würde, dann ist es mir schon wichtig, ihnen was mitzugeben, was wir auch von unseren Eltern mitbekommen haben, und das ist auch was, was man dann mit dem Vater der Kinder, wo man sich einig sein

sollte, dass es etwas ist, was ich weitergeben möchte, wo ich nicht diskutieren möchte, gehen die Kinder nun sonntags in die Kirche oder nicht, man muss seinen Kindern auch eine eindeutige Identität mitgeben oder zumindest die Aussicht, dass sie wissen, sie können sich später immer noch umentscheiden, ob sie es haben möchten oder nicht, und mir ist es wichtig, ihnen das mitzugeben. Das ganz banal Kulturelle-Traditionelle, die Feste, die man feiert, dass man Pessach feiert, dass man Chanukka feiert, dass man weiß, was Jom Kippur ist, trotz allem auch, wenn ich im Moment sage, ich möchte nicht in Israel leben, die Verbindung zu Israel, als Land, was damals die Großeltern gerettet hat, ganz abgesehen davon, wie es sich jetzt entwickelt hat, aber dafür ist es immer noch ein Wert, wofür es steht, für uns.

O-Ton Yael

Also, ich würde gerne eine Eindeutigkeit weitergeben, also als Jude oder Jüdin, das heißt, eine Sensibilität dafür zu haben, was Gewalt bedeutet, was Minderheit bedeutet und was Ressentiment und Rassismus bedeutet, das klingt etwas pathetisch, aber das wäre wirklich mein Wunsch, mir wäre es zum Beispiel wichtig, dass das Kind meinen Namen trägt, also Kupferberg, einen eindeutig jüdischen Namen, und mir wäre es auch wichtig, dass es einiges mitbekommt von deutsch-jüdischer Geschichte, das verlange ich von mir, vielleicht ist das auch zu viel verlangt.

Sprecherin:

Unter Rabbinern herrscht prinzipiell der Wunsch, dass Juden untereinander heiraten sollen - auch aus dem pragmatischen Anliegen heraus, die jüdischen Gemeinden in Deutschland mögen Nachwuchs bekommen. Viele junge Juden wünschen sich selbst einen jüdischen Partner, aber für die meisten ist das nicht das einzige Kriterium. Yael ist mit einem Nichtjuden verheiratet, Gabi und Joram haben nichtjüdische Partner. Michal dagegen hat einen jüdischen Freund. Auf die Frage, ob sie lieber mit einem Juden oder mit einem Nichtjuden zusammen wäre, wenn sie es sich aussuchen könnte, kann sie keine eindeutige Antwort geben.

O-Ton Michal

(lacht, Yael: Was für eine Frage!): Hm, schwierige Frage. Nur das Kriterium "Jude-sein" hilft einem eigentlich in keinem Fall weiter, weil, wenn man nur die Gemeinsamkeit hat, Jude zu sein, sitzt man meistens auf dem Trockenen, wenn man sonst keine Gemeinsamkeiten hat. Die Herausforderung, sozusagen, an einen Nichtjuden, ist natürlich, dass er sich dafür interessiert, einfach das Dafür-Offen-Sein und eine gewisse Sensibilität für diese ganze Problematik, die ja doch sehr komplex ist, das zu verstehen und offen zu sein dafür, für etwas, was man nicht in ein, zwei Tagen einfach so abhaken kann.

O-Ton Gabi

Was zählt, ist die Liebe. Das als allererstes. Damit bin ich, glaube ich, nicht besonders originell, was ich sage (lacht). Was mir wichtig ist, dass mein jüdisch....dass mein Partner mein Judentum akzeptiert, meine jüdische Identität akzeptiert, und akzeptiert, dass ich die Kinder in diesem Sinn auch aufwachsen lassen möchte. Das ist für mich das Wichtigste. Ob er nun selbst Jude ist oder nicht, das wird nicht Kriterium Nummer Eins sein bei meiner Partnerwahl.

O-Ton Joram

Ich denke, wir sind nicht in einem Tierpark und wir müssen nicht irgendwie einen Bison-Bestand retten, das ist was anderes. Natürlich ist es einfacher, wenn deine Ehefrau,

deine Partnerin einen jüdischen Witz genau so versteht, wie du ihn verstehst, und du ihn nicht von vorne erklären musst, das ist sicherlich einfacher und erspart vielleicht vieles an Diskussionen und gibt auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl, wenn man einen ähnlichen background hat. Das erleichtert vieles, nur, das ist halt nicht alles, da muss man Leute fragen, die sich mit Eheberatung auskennen, was für Kriterien wichtig sind, um eine gute Ehe zu ermöglichen, und manchmal reicht es ja auch, wenn die Partnerin den jüdischen Humor irgendwie teilen kann und vielleicht aus Ostfriesland kommt, das würde ja auch irgendwie gut sein. Also ich fühle mich jetzt nicht so, dass ich irgendeine schätzenswerte, UNO- Weltkulturerbe irgendwie rumlaufe, das muss man irgendwie fortpflanzen und vermehren, sondern ich glaube, das sind sehr intime und innere Prozesse, und genau so, wie ich mir meine Freunde aussuche, werde ich mir meine Partnerin aussuchen, und auf sehr viele Dinge achten und gucken, ob sie blond oder brünett ist, ob sie mich versteht und auch mal das Bad putzt oder nicht. Und irgendwann kommt auch mal eine Frage, vielleicht, was der Rabbiner meint, ich weiß es nicht, also ich denke, das soll man alles entspannt sehen.

O-Ton Yael:

Mein Freundeskreis besteht zu großen Teilen aus Nichtjuden. Dazu muss ich aber sagen, dass die meisten sich schon mit deutsch-jüdischer Kultur beschäftigen, also viele aus diesem Bereich oder haben das studiert oder sind familiär damit irgendwie konfrontiert worden, und ich bin mit einem Nichtjuden verheiratet, und für mich spielt das überhaupt gar keine Rolle, wer Nichtjude oder Jude ist. Jeder Mensch hat einen Charakter, mich interessiert das nicht, ob er beschnitten ist oder nicht, was mich an Menschen interessiert ist, ob sie sensibel sind, aufgeschlossen sind und mit ihren eigenen Stereotypen produktiv umgehen.

Sprecherin:

Die jüdischen Gemeinden in Deutschland haben etwa 100.000 Mitglieder – aber die Zahl der in Deutschland lebenden Juden ist wesentlich höher, denn nicht alle wollen sich in einer Gemeinde registrieren lassen. Manche sind nicht religiös, andere wollen keine Kirchensteuer zahlen, oder nicht als Juden auffallen - oder sie fühlen sich einfach nicht zugehörig. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zunächst nur winzige jüdische Gemeinden in Deutschland, die oft von Juden aus Osteuropa wieder aufgebaut wurden. Seit Anfang der 90er Jahren sind zahlreiche Juden aus den Ländern der früheren Sowjetunion nach Deutschland eingewandert, als so genannte „Kontingentflüchtlinge“. In fast allen Gemeinden stellen sie inzwischen die Mehrheit und untereinander wird viel russisch gesprochen. Gabi Hermer spricht gut russisch, denn sie stammt selbst aus Lettland, früher Teil der ehemaligen Sowjetunion und sie kennt die Konflikte zwischen den Juden unterschiedlicher Herkunft aus eigener Erfahrung. Aber Gabi ist schon lange nicht mehr in der Synagoge gewesen - und sie kann die Frage, ob sie Gemeindemitglied ist, nicht sicher mit Ja beantworten.

O-Ton Gabi

Ich weiß, dass ich als Kind das mal war, ich bin auch nicht ausgetreten, also bin ich es wahrscheinlich noch, aber ich habe mit der Gemeinde nichts am Hut. Erstens, weil ich nicht besonders religiös bin, zweitens, ich empfinde das Judentum hier in Deutschland als unnatürlich. Nicht nur, wie die Deutschen mit den Juden umgehen, sondern wie die Juden sich selbst hier sehen. Das ist kein natürliches jüdisches Selbstverständnis. Das hat natürlich mit dem Bruch zu tun, mit dem Holocaust, wo alles von vorne anfangen musste, und da ich jetzt zehn Jahre in Israel gelebt habe und einfach erfahren haben, was natürliches Judentum bedeutet, kann ich mit der

Gemeinde, mit diesem artifiziellen Gebilde, nichts mehr anfangen. Na ja, ich glaube, dass viele dort hingehen, nicht, um ihre Religion zu praktizieren, nicht um ihre Jüdischkeit zu leben, sondern um zu gucken, wer hat ein neues Kleid gekauft, wer hat ein neues Auto, ja, und um die Neuigkeiten auszutauschen. Und die interessieren mich nicht. Ich bin überzeugt davon, dass das auch in der Kirche passiert. Deshalb glaube ich, als Christin würde ich auch nicht in die Kirche gehen. Ich glaube nicht, dass es da einen Unterschied gibt.

Sprecherin:

Michal geht es ähnlich wie Gabi. Sie stört sich vor allem daran, dass die ultra-orthodoxe Chabad-Gruppierung in den deutschen Gemeinden immer dominanter wird. Nach dem Holocaust waren viele Juden in eine Glaubenskrise geraten und stellten sich die Frage, wie ein Gott so etwas zulassen kann und ob es überhaupt einen Gott gibt. Es entstand eine Art Glaubensvakuum, das von der weltweit aktiven Chabad Bewegung genutzt wird.

O-Ton Michal:

Ja, ich bin Mitglied der jüdischen Gemeinde Berlin geworden, vorher waren wir Mitglieder der Gemeinde in Stuttgart, und ja, vertreten, schwieriges Wort. Mein großes Problem mit der jüdischen Gemeinde in Berlin und auch in Deutschland ist, dass sie immer mehr von Chabad unterwandert ist, dass es nur noch die religiöse Ausrichtung ist, womit ich mich nicht identifizieren kann, und dieses Gemeinschaftsgefühl oft nur noch darauf reduziert wird, wir sind ja alle jüdisch, religiös-jüdisch, und das ist nicht das, was mich damit verbindet.

Sprecherin:

Auch politisch würde sich Michal von den Gemeinden mehr Flexibilität wünschen - vor allem, was das Verhältnis zu Israel angeht.

O-Ton Michal:

Das, denke ich, ist eine schwierige Frage, weil es oft eigentlich nur so ausgerichtet ist, im Ausland, also außerhalb von Israel, darf man Israel nicht kritisieren, weil das kann dann gegen Israel ausgelegt werden, und ich finde, dass das nicht förderlich ist, weil Kritik an Israel ist immer erlaubt, und ich finde, ein kritischer Umgang mit Israel würde den jüdischen Gemeinden sehr zugute kommen. Allerdings ist es das, was viele Leute auch immer nicht auseinanderhalten können, die sagen, ah, Juden und Israel, das ist ein und dasselbe. Nicht alle Juden haben eine Beziehung zu Israel, nicht alle Juden haben mal in Israel gelebt, nicht alle Juden sind Israelis, und das ist das, was man immer wieder von neuem aufdröseln muss.

O-Ton Yael:

Also ich bin Mitglied der Jüdischen Gemeinde seit meiner Geburt, der Berliner Gemeinde, die ist besonders heiß, diese Gemeinde, ich fühle mich nicht unbedingt vertreten, mich interessiert das Gemeindeleben nicht sonderlich, das muss ich sagen. Allerdings, wenn ich in die Fasanenstraße komme, und ich nutze vor allem die Bibliothek, dann fühle ich mich auch ein Stück zuhause. Nämlich, das ist der Ort, wo man nichts erklären muss.

Sprecherin:

In anderen Situationen ist das schwieriger. Denn die deutsche Geschichte hat in jüdischen Familiengeschichten Spuren hinterlassen, die auch die Jüngeren noch

prägen. Die Vergangenheit ist den jungen Juden oft viel präsenter als ihren nichtjüdischen Altersgenossen.

O-Ton Gabi

Eine Situation, in der ich mich sehr alleine gelassen und sehr, sehr einsam gefühlt habe, vor ein paar Monaten war ich mit einer Gruppe von Journalisten in Warschau für fünf Tage, und wir hatten volles Programm von morgens bis abends, Treffen mit Politikern, Treffen hier, Treffen dort, und unser Hotel, ein wunderbares Vier-Fünf-Sterne-Hotel war genau gegenüber des ehemaligen Warschauer Ghettos. Und ich konnte einfach nicht begreifen, wie man als deutsche Gruppe von deutschen Journalisten nach Warschau kommt, sich intensiv mit der politischen Lage und der Geschichte und dem deutsch-polnischen Verhältnis beschäftigt und dann nicht das Warschauer Ghetto besichtigt. Ich hab´s nicht verstanden. Und bei allen Treffen war Anwesenheitspflicht, und ich hatte keine andere Wahl, ich musste eine schwere Migräne vortäuschen, mich von dieser Gruppe trennen und bin dann alleine losgezogen, um dann das Ghetto mir anzugucken. Und war dann unheimlich schockiert, weil es dort eine Straße gibt, die aussieht, genau so, wie es vor 60 Jahren wohl ausgesehen hat. Du hast dort das Leben im Ghetto wieder sofort gefühlt. Und das war so ein Gefühl der Bedrängnis und der Angst, als wärst du selbst plötzlich mittendrin. Und dann bin ich raus und konnte es keinem erzählen, bis ich dann einen Freund in Israel angerufen habe, über´s Handy, sauteuer, weil ich unter diesen intellektuellen, auch netten Journalisten keinen hatte, dem ich´s erzählen konnte, weil ich dann wieder hören würde, ach, diese Jüdin, kann sie nicht mal mit ihrer Vergangenheit endlich loslassen.

O-Ton Michal

Es geht nicht darum, was man den Leuten vorwerfen kann oder nicht, aber ich glaube, die Leute machen sich es dann doch oft sehr einfach, weil es gibt wahrscheinlich doch ein vorgeformtes Bild, und es gibt meiner Meinung nach immer noch keine normale Beziehung zwischen den jüdischen Gemeinden und zumindest dem deutschen öffentlichen Leben, und selbst wenn die Leute dann schon Kontakt haben zu Juden, und dieses Wort der jüdischen Mitbürger finde ich immer ganz fürchterlich, also zu Juden, denen sie begegnen, mit denen sie leben, denen sie auch ihre ganz normalen alltäglichen Sorgen und Freuden teilen, dass dann doch immer wieder das Bild das überschattet, und ich finde, das ist eigentlich die Herausforderung an jeden gebildeten intelligenten Menschen, nicht die Klischees, die jeder in seinem Kopf hat, mit denen er aufwächst, die immer wieder in Frage zu stellen und wieder zu untersuchen, was stimmt daran, was ist eigentlich wahr und was habe ich mir aneriehen lassen oder habe ich einfach übernommen, kritiklos, und dafür ist jeder Mensch anfällig, das ist klar.

Sprecherin:

Aber trotz aller Schwierigkeiten und historischen Belastungen leben viele junge Juden heute gerne und bewusst in Deutschland - so wie Yael Kupferberg.

O-Ton Yael:

Es bringt keinen einzigen Nachteil. Ich finde das unheimlich amüsant, hier in Deutschland zu leben. Ich meine, ich bin auch Deutsche, und ich finde es auch witzig, damit zu spielen, und du hörst Kommentare, die du vielleicht sonst nicht hören würdest, also ich nehme die ganze Sache mit Humor. Humor hilft zum Überleben, mir geht es sehr gut hier in Deutschland, ich finde es witzig, mich damit auch auseinander zu setzen, mit den Klischees, mit den Stereotypen, man kann das wunderbar in Gesellschaften weitererzählen und alle lachen drüber. Wir sind ausgestattet vielleicht

mit einer Erfahrung, die auch andere Minderheiten haben, nämlich, hier zu leben und die deutsche Sprache perfekt zu beherrschen, die deutsche Kultur zu kennen, die deutsche Geschichte gut zu kennen, aber aus einem anderen Blickwinkel. Und das finde ich einen Riesenvorteil, es schafft uns nämlich die Möglichkeit, andere Dinge zu sehen. Und, was ich noch sagen wollte, dass nirgendwo, in keinem anderen Land vielleicht außer in Österreich, fühlt man sich so jüdisch wie in Deutschland. (Wenn ich in Israel leben würde oder in den USA, ich glaube, da wäre eine ganz andere Yael zustande gekommen als hier in Deutschland.